Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 87 (1961)
Heft: 11

Artikel: Landleute in der Stadt
Autor: Tschudi, Fridolin
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-500243

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Es wäre befremdend

Schweizer in der Fremde

Jeder Schweizer weiß, was Heimweh ist. Doch selten hört man von einem Schweizer, der mit der Fremde nicht irgendwie fertig geworden ist. Wir sind ein Auswanderervolk. Es treibt uns in die Fremde. Und einmal dort, bleibt uns die Fremde nicht allzu lange fremd. Wir verstehen uns anzupassen, die Mentalität andersgearteter Völker zu erfassen, in fremden Landen und unter fremden Menschen uns eine Position zu schaffen. Wie viele Schweizer haben es in der Fremde zu einer geachteten Stellung, ja zu hohem Ansehen gebracht! Die Auslandschweizer haben einen guten Ruf. Unser Land profitiert davon und unser Volk ist stolz auf sie.

Vom Schweizer jedoch, der aus der Fremde in sein Land zurückkehrt, sagt man, es falle ihm manchmal schwer, wieder Fuß zu fassen, mit seinem Volk, unseren Gegebenheiten und Eigenheiten wieder zu Rande zu kommen, den Rank zu finden. Er hat sich an weite Horizonte gewöhnt; unsere Verhältnisse sind eng. Er hat sich ans Geldausgeben gewöhnt; wir drehen den Franken zweimal, ehe wir ihn ausgeben. Er hat sich ans Allerweltsmenschentum gewöhnt; bei uns ist jeder Dritte mit dem andern verwandt, und jeder weiß, ob sein Nachbar Vegetarier oder gar schon einmal hinter schwedischen Gardinen gesessen ist. In der Fremde war das ganz anders ...

Fremde in der Schweiz

Oh, die Schweiz ist als Reise- und Ferienland weltberühmt. Die sehr merkantil tönende Bezeichnung ‹Fremdenindustrie› ist (besonders in ihrem zweiten Teil) ein typisch schweizerisches Fremdwort. Unsere Hotellerie genießt internationales Ansehen. Vor fremden Gästen beugen wir den demokratischen Rücken. Fremde Gäste bewirten wir fürstlich. Wir, das Volk der Hirten, des Fremdenverkehrs und der Trinkgelder. Und weil uns auch die Fremdsprachen keine große Mühe machen, fühlt sich der Fremde bei uns gut aufgehoben, wohl und heimisch. – Solange er zahlt ...

Die Rückseite der Medaille

Und damit kehre ich die Münze. Betrachten wir deren Rückseite, dann sehen wir den Fremdling, der nicht als zahlender Reise- und Kurgast zu uns kommt. Im Gegenteil, dieser Ausländer heischt seinen Lohn; er will in der Schweiz verdienen; von seinem Einkommen schickt er ein ansehnliches Sümmchen heim, ins Ausland. Fremdarbeiter! Wie wir sie nicht gerade fremdenfeindlich, aber auch nicht fremdenfreundlich nennen. (Eine sie und sicher auch den einen und andern Schweizer, der sich in ihre Lage versetzt, befremdende Bezeichnung.)

Es ereignet sich nun das Sonderbare, Seltsame, Schwererklärliche: Der Schweizer, der in der Fremde weltweit denken, empfinden und handeln lernte, wird abweisend, kleinlich, manchmal geradezu häßlich. Der Schweizer, dem das Auswandern und der Export seiner Waren und Produkte Lebenselement und Lebensverdienst ist, mißbilligt den Import fremder Arbeitskräfte (ich bediene mich absichtlich der Handelssprache), er betrachtet ihn scheel und mißtrauisch. Mit einemmal sprechen wir verächtlich von Tschinggen und vergessen allem nach, wie wir samt Familie und Freunden in den Ferien unter dem italienischen Volk der Spaghetti-Esser und Chianti-Trinker uns wohl und heimisch fühlten. Nun bekommt der bei uns nie ganz außer Uebung geratene Ausdruck ‹Sauschwab› einen giftigen Akzent. Was früher aus politischen Gründen mißtönte, erhält jetzt aus konkurrenz- und arbeitsplatzfeindlichen Motiven einen Stich ins Gelbe. Und am deutschfeindlichsten gebärden sich interessanterweise Schweizer, die anhänglichste Abonnenten und lüsternste Leser geistig anspruchsloser und moralisch tiefstehender deutscher Kioskliteratur sind. Und wenn nun gar noch Spanier zu uns kämen! Dann vergessen wir im Aerger schon ganz, daß ohne die Arbeiter aus fremden Landen unser Wirtschaftsleben Mangel an Arbeitskräften litte, daß unsere Exportindustrie, das Gastwirtschaftsgewerbe und so weiter und so fort gar nicht mehr imstande wären, ihren Aufträgen und Aufgaben nachzukommen.

Genug für heute!

Es wäre befremdend,

fände das Schweizervolk den Rank nicht, um die mit den Fremdarbeitern in unser Land gekommene Fremdenfrage auf eine seiner menschenfreundlichen Art würdige Weise zu lösen. Das Thema wird uns also des öftern noch beschäftigen müssen. *Der Nebelspalter*

Landleute in der Stadt

Sie lassen sich im ackerschweren Schritt
durchs hektisch lärmende Gedränge treiben,
um, sei es ohne Anhang oder mit,
aufs neue immer wieder stehnzubleiben.

Ihr Staunen gilt der ungewohnten Stadt
und allen ihren fremden bunten Dingen
und Menschen, welche es im Dorf nicht hat
und die sie dauernd in Verwirrung bringen.

Die Männer tragen grobes dunkles Tuch
und dicke Westen selbst an warmen Tagen,
dieweil die Frauen schüchtern den Versuch,
sich modisch und modern zu kleiden, wagen.

Oft trifft sie jäh ein schamlos nackter Blick,
als würden durch ein Gitter sie betrachtet,
und dieser haftet ihnen im Genick,
da sie sich einsam fühlen und verachtet.

Am Abend kehren sie ins Wirtshaus ein,
ganz nah dem Bahnhof und drum warm empfohlen.
Dort trinken sie dann einen sauren Wein
und sitzen bis zur Abfahrt wie auf Kohlen.

Im Zug, der endlich sie nach Hause fährt,
zurück zu Hof und Stall und satten Wiesen,
wird vieles lächelnd für verrückt erklärt
und doch daheim noch lang und laut gepriesen.

Fridolin Tschudi